

# Sprache und Macht

JUDITH CZIPRI



Es war ein besonderer Tag für mich. Endlich zogen meine Familie und ich in unser neues Haus ein, ein schlossähnliches Gebäude, hellblau und mit einer großen Eingangstür. Schon immer war es mein Traum gewesen, in so ein Gebäude ziehen zu können. Nun war es endlich so weit. Aufgeregter betrat ich also das große Foyer und atmete einmal tief durch. Der Geruch alter Bücher entfachte ein Kribbeln in meinem Körper wie ich es noch nie zuvor gespürt hatte. Ich wusste natürlich, dass es eine Bibliothek gab, jedoch war ich noch nie vorher im Haus, das hatten alles meine Eltern erlebt. Mein kleiner Bruder Tim und ich hatten das Haus und die Zimmeraufteilung nur einige Male digital gesehen. Ein Schauer überkam mich und ich nahm meinen Koffer wieder in die Hand. Schnell begab ich mich zu meinem neuen Zimmer, es war groß und gemütlich eingerichtet. Ich packte den Koffer aus, er war mit meinen letzten Sachen bepackt gewesen. Ich hörte leise Tapser auf dem alten Holzboden und kniete mich hin. Schon streckte er seine Schnauze durch den Türspalt, mein Labrador Felix. „Komm rein“, flüsterte ich ihm zu. Schnell drückte er seinen ganzen Körper durch die Tür und rannte auf mich zu. Er war noch nicht sehr alt, das sah man ihm an. Ich schaute an ihm vorbei und entdeckte eine zweite Schnauze, Nelson, mein anderer Labrador. Eigentlich waren meine Eltern erst gegen die Anschaffung von zwei Hunden, Tim und ich hatten sie dann aber überzeugen können und es war das Beste, was uns beiden je hatte passieren können. Langsam öffnete ich die große Flügeltür und atmete ein weiteres Mal tief ein. Der Geruch im ganzen Haus hatte schon ein Kribbeln in meinem Körper ausgelöst, als ich die Bibliothek jedoch betrat, überkam mich das Gefühl, frei zu sein. Ich entspannte und atmete weitere Mal ganz tief ein und wieder aus. Es war einfach wundervoll. Alle Last fiel von mir ab und ich fühlte mich beruhigt. Und ich wusste jetzt schon, dass ich hier einige Abenteuer erleben würde.

Ich spazierte langsam zwischen den Regalen hindurch, als ich ein leises Klopfen hörte. Ich drehte mich um und sah meine Mutter im Türrahmen stehen. Ihr blondes Haar glänzte im Sonnenlicht und ein sanftes Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Sie wirkte zufrieden. Endlich hatte sie ihren Traumjob gefunden und ein großes Haus mit riesigem Garten für meinen Bruder und die Hunde. „Ist alles in Ordnung?“, wollte ich wissen und ging auf meine Mutter zu. Sie nickte. „Ich wollte nur nachschauen, was du machst“, erklärte sie mir. Ich lächelte. Das war sie, meine Mutter, die sich immer um mich sorgte und alles dafür tat, mich glücklich zu sehen. Mein Vater erschien hinter ihr und lächelte. „Sieht aus, als hättest du bereits neue Freunde gefunden.“ Er deutete auf die Bücherregale, die so voll waren, dass es so aussah, als würden sie jeden Moment platzen. Ich nickte begeistert. „Ich habe mir die Bücher schon einmal angeschaut“, erzählte ich. „Es gibt wirklich alles! Und sie sind sogar sortiert!“ Ich rannte zu einem der deckenhohen Regale und kletterte die Leiter hoch. „Hier sind nur Sachbücher über alle möglichen Themen“, sagte ich zu meinen Eltern und kletterte wieder herunter, mit einem Buch in der Hand. „Schaut mal, das Buch hätte ich für mein Referat letztes Schuljahr gut gebrauchen können.“ In meinen Händen lag ein verstaubtes Sachbuch über die Metagryne bicolumnata. Meine Eltern lächelten. Ich schaute sie an. „Das ist ein Paradies!“, rief ich und hüpfte vor Freude auf und ab. „Dann lassen wir dich mal allein in deinem Paradies“, sagte mein Vater und die beiden drehten sich um. Ich nickte und widmete mich wieder den Regalen. Ich durchstreifte weitere Reihen und entdeckte immer mehr, als ich mir eigentlich vorgestellt hatte. Auf der digitalen Ansicht des Hauses sah die Bibliothek total klein aus, in Wirklichkeit war sie sicher dreimal so groß wie mein Zimmer. Ich breitete die Arme aus und wirbelte herum wie ein Wirbelsturm, beschienen von der Abendsonne. Ich schaute aus dem großen Panoramafenster direkt in den Sonnenuntergang. Es war einfach wunderschön. Der Wald, der an unser Grundstück angrenzte, leuchtete in verschiedenen Grüntönen und schien



die Sonne ebenfalls zu genießen. Ich nahm mein Telefon aus meiner Tasche und machte ein Foto, welches ich meiner besten Freundin Tabitha schickte. Ich vermisste sie jetzt schon. Schon seit dem Kindergarten waren wir gute Freunde, teilten schon immer das Interesse an Büchern und am Lesen. Doch nun sahen wir uns höchstens in den Ferien, zwischen ihrem und meinem Haus lagen mittlerweile knapp 400 Kilometer. Ich wurde für einen kurzen Moment traurig, dachte jedoch schnell an das neue Schuljahr und war mir sicher, dass ich neue Freundinnen finden würde, auch wenn diese Tabitha niemals ersetzen werden können.

Es war schon spät, ich lag umgezogen in meinem Bett und schaute an die Decke. Nelson und Felix lagen an meinem Fußende und schnarchten gemütlich vor sich hin. Besonders im Winter mochte ich es, dass die beiden bei mir schliefen. Im Sommer wurde es oft ziemlich warm, aber sie hatten auch noch zwei Hundebettchen im Zimmer stehen, sie mussten also nicht bei mir im Bett schlafen. Ich dachte nach, es war mir irgendwie danach, mit Tabitha zu telefonieren. Also nahm ich meinen Laptop und rief sie an. Trotz der späten Stunde war Tabitha noch wach, wir telefonierten oft spät abends, manchmal sogar nachts. Auch das war eine Eigenschaft, die wir uns teilten, wir waren Nachteulen. Sie nahm den Anruf an und winkte fröhlich in die Kamera. Sie lächelte und schien entspannt zu sein. „Hi“, flüsterte ich. „Schön dich zu sehen!“ „Schön dich zu sehen“, erwiederte sie und redete direkt weiter. „Wie ist denn das Haus? Du hast ja so davon geschwärmt!“ Sie fing an, mich nachzumachen und lachte los. Ich stimmte mit ein und es dauerte einige Minuten, bis wir uns wieder beruhigt hatten. Ich fing an, zu erzählen und schwärzte von der Bibliothek. „Wenn du das nächste Mal kommst, musst du sie dir anschauen. Sie wird dir gefallen!“ Tabitha nickte gespannt und fragte mich, ob ich mal ein Foto machen kann. Ich nickte und sagte, am nächsten Tag.

Wir redeten noch eine Stunde lang, bis wir müde wurden. „Lass uns in den nächsten Tagen noch mal telefonieren!“, sagte ich und winkte zum Abschied. Sie nickte und lächelte. „Machen wir! Bis bald!“ Dann beendete sie den Anruf und ich klappte meinen Laptop zu. Es tat immer wieder gut, mit ihr zu telefonieren. Es würde die nächsten Wochen nicht leicht werden, für mich als auch für Tim. Auch er musste neue Freunde finden und konnte Tom, seinen besten Freund, nicht mehr sehen. Langsam schlief auch ich ein und träumte von meiner neuen Schule.

Der nächste Tag war ein verregneter Sonntag und ich wusste jetzt schon, dass ich den Tag in der Bibliothek verbringen würde. Also stand ich auf und zog mir bequeme Klamotten an, eine Jogginghose, einen langen Kapuzenpullover und Kuschelsocken. Nelson und Felix warteten freudig auf meinem Bett, bis ich mich fertig gemacht hatte. Gemeinsam gingen wir die Treppe herunter. Ich zog ihnen die Halsbänder an und nahm mir zwei Leinen, schlüpfte in meine Schuhe, nahm einen Regenschirm und ging nach draußen. Ich atmete tief ein, der Geruch von Sommerregen am Morgen war unbeschreiblich. Felix und Nelson waren schon auf dem Weg zum Wald und beschnupperten jeden einzelnen Grashalm. Es war schließlich auch für die beiden ein komplett neues Gebiet, war ja klar, dass sie es erst einmal erkunden mussten.

Schnell war die morgendliche Runde gelaufen und wir betraten wieder das Haus. Ich trocknete die beiden mit einem Handtuch ab und ging in die Küche, um mir ein Brot und einen Kakao zu machen. Mama und Papa waren auch schon wach und machten sich Frühstück. Sie setzten sich an den Esszimmertisch, ich jedoch hatte anderes vor. Ich verschwand mit meinem Frühstück in der Bibliothek und machte es mir mit einem Buch namens „Nick und das Wortland“ auf einem der Sessel bequem. Langsam begann ich, mein Brot zu essen und schlug das Buch auf. Es war nicht



sonderlich lang, es fesselte mich jedoch so, dass ich gar nicht mehr aufhören konnte, zu lesen. Schnell hatte ich das Buch fertiggelesen und fuhr mit meinem Finger über die eingravierten Zeichen im Band, als plötzlich meine Umgebung anfing, zu verschwinden. Stattdessen stand ich vor einem großen Schloss, mit mehreren Türmen und Fahnen. Ich sah mich um und staunte. Alles hier schien aus Papier zu sein, die Bäume, die Grashalme, sogar das Schloss, erkannte ich jetzt. Wo war ich gelandet? Ich ging langsam auf das Schloss zu und schrak auf. Vor mir stand auf einmal ein kleines Wesen, es sah so aus, als wäre es halb Schaf, halb Känguru. „Wer bist du?“, fragte es langsam und monoton. „Ich heiße Emma“, murmelte ich. „Wieso bist du hier?“, hakte das Wesen nach. „Ich weiß es nicht“, gab ich zu. „Ich habe nur mit meinen Fingern die Gravur des Buches „Nick und das Wortland“ berührt und dann war ich auf einmal hier.“ Das Wesen verdrehte die Augen und stöhnte. „Schon wieder einer“, murmelte es vor sich hin. „Ich bin Caspar. Komm mal mit.“ Das Wesen ging langsam los, auch wenn ich mich fragte, wie es mit Kängurubeinen so normal laufen konnte wie ein Mensch. Ich zuckte mit den Schultern und folgte ihm langsam. „Weshalb bin ich denn jetzt hier?“, wollte diesmal ich wissen. „Das Buch ist ein Portal zu dieser Welt“, fing Caspar an, zu erklären. „Es soll die Menschen über die Sprache und über Wörter aufklären, denn oft wirft man einfach damit um sich, ohne zu überlegen, was man damit eigentlich meint. Das ist dir sicherlich auch schon mal passiert, oder?“ Er schaute mich erwartungsvoll an. Ich nickte vorsichtig und guckte ihn an. „Und warum gibt es dann diese Welt?“ „Eigentlich kommen nur die Leute in diese Welt, die richtig viel lesen und reich sind, denn dieses Buch wurde nur 15-mal gedruckt und kosten richtig viel. Bist du reich und liest viel?“ „Ich lese viel, reich sind wir aber nicht“, gab ich zu. „Wie kommst du dann an dieses Buch?“, fragte Caspar und schaute mich diesmal sehr verwundert an. „Ich habe es in der Bibliothek des Hauses gefunden, in dem ich seit gestern wohne.“ Ich zuckte mit den Schultern und lächelte. „Das dürfte eigentlich nicht sein.“ Dieses Buch wurde nur für bestimmte Personen gedruckt und es sollte eigentlich gesichert sein.“ Caspar machte eine Pause und kramte in seinem dichten Fell herum. Er fand einen großen Schlüssel und steckte diesen in das Schloss des großen Tores, vor dem wir uns befanden. „Warum sollte es geschützt sein?“, fragte ich nachdenklich. „Jede Person, die einmal hier war, muss das Geheimnis für sich behalten, darf kein Wort darüber verlieren. Das hat aber bis jetzt noch niemand geschafft. Es kam vor einigen Jahren zu einem Aufstand der Menschen gegen uns. Sie wollten nicht, dass wir über die Gefährlichkeit der Wörter erzählten und den Menschen bewusst machen, was man damit anrichten kann. Sie sagten, das wissen sie auch selber. Die vergangenen Jahre zeigten jedoch das Gegenteil. Wir beobachteten jede einzelne Person, die einmal hier war, um herauszufinden, welche Auswirkungen Sprache und Wörter haben können, sowohl gut und böse. Seit einigen Jahren beobachten wir auch Judy, ein 11-jähriges Mädchen. Sie war vor drei Jahren hier. Sie erzählte, dass sie sowohl mit guten Wörtern beschenkt als auch von bösen Wörtern getroffen wurde. Wir beobachten sie, um herauszufinden, was das bei einem Menschen wie ihr auslösen kann.“ „Und was kam heraus?“, fragte ich vorsichtig. „Nichts Gutes“, murmelte Caspar, er hatte das Tor mittlerweile wieder geschlossen. Es war nicht mehr weit bis zum Schloss, ich sah bereits ein weiteres Wesen vor der Eingangstür stehen. „Weißt du, wie du dir gute und schlechte Worte im Körper vorstellen musst?“ Caspar schaute mich fragend an. Ich überlegte kurz und schüttelte schließlich den Kopf. „Es fühlt sich halt einfach gut oder eben schlecht an“, murmelte ich und legte den Kopf schief, ein typisches Merkmal von mir. „Aber wie genau?“, hakte Caspar nach. Er wollte es also ganz genau wissen. „Ich weiß es nicht, ich kann es mir gerade nicht vorstellen“, entschuldigte ich mich und zuckte mit den Schultern. Caspar schaute mich an und verdrehte die Augen, er



stöhnte auf, schüttelte den Kopf und ging einfach weiter. Ich erschrak. Was war das denn bitte? „Caspar, was war das denn?“, fragte ich ihn. Caspar hob eine Augenbraue und schaute mich erwartungsvoll an. „Wie hat sich das angefühlt?“, fragte er mich. „Nicht gut“, sagte ich. „Du hast mich abwertend angeschaut und so getan, als würde ich nicht gut genug für deine Fragen sein.“ „Richtig“, sagte Caspar. „Wie genau hat sich das angefühlt? Such nach einer Metapher!“ „Wie...“, begann ich. „Wie ein Stich ins Herz.“ Caspar nickte und wollte weitergehen, als mir noch etwas einfiel. „Stell dir vor, dein Selbstvertrauen ist ein aufgeblasener Luftballon“, fing ich an. Caspar stellte die Ohren auf und hörte gespannt zu. „Ja?“, fragte er. „Und dann kommt jemand und sagt etwas Blödes zu dir.“ Er nickte. „Das fühlt sich so an, als hätte man den Ballon einfach mit einer Nadel kaputt gestochen, also das Selbstvertrauen zerstört.“ Caspar klatschte. „Das ist eine fantastische Metapher“, lobte er mich. „Aber jetzt komm, du schlauer Keks. Wir müssen weiter!“ Ich lächelte in mich hinein. Ich hatte Caspar beeindruckt und er war glücklich. Dann fiel mir etwas auf. „Caspar, du hast mich gerade mit Worten glücklich gemacht“, flüsterte ich ehrfürchtig. Caspar lächelte. „Und wie hat sich das angefühlt?“, fragte er nach. „Denk an eine Metapher.“ „Es hat sich angefühlt wie eine liebevolle Umarmung“, gab ich zu. Ein weiteres Mal klatschte Caspar und schaute mich lieb an. „Das ist genau richtig.“ Ich lächelte. „Und weißt du, weshalb ich dir diese Beispiele gezeigt habe?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nein, weshalb?“ Wir waren mittlerweile am Schloss angekommen und ein weiteres Wesen kam zu uns. „Das erzähle ich dir gleich“, flüsterte er. Das Wesen, es sah genauso aus wie Caspar, schaute mich prüfend an. „Wer bist du?“, fragte es. „Ich bin Emma“, erklärte ich ihr und reichte ihr die Hand zur Begrüßung. Sie legte ihre Hufe hinein und schüttelte meine Hand. „Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“ „Ich bin Frau Ellen“, antwortete sie. „Sprachexpertin des Schlosses“, erklärte Caspar mir. „Sie ist unsere Ausbilderin, also von denen, die die Menschen hier empfangen.“

Im Schloss sah es anders aus, als ich es mir vorgestellt hatte. Es war nicht nobel oder sehr teuer eingerichtet. Es war gemütlich eingerichtet und wie in einer normalen Familie. Alle kannten sich und redeten fröhlich miteinander, niemand wollte dem anderen etwas Böses. Ich genoss es. Wir kamen in einen großen Raum, ein kleines Mädchen saß auf einem der Sessel. Sie sah fröhlich aus. Sie hatte wunderschönes braunes Haar und ein breites Lächeln auf dem Gesicht. „Emma, das ist Judy“, erklärte Caspar mir. „Sie kommt immer mal wieder und besucht uns.“ Ich winkte Judy zu und begrüßte sie freundlich. „Judy machte viele schlechte Erfahrungen mit Wörtern und erkannte schnell, was für eine starke Macht diese eigentlich besitzen. Judy wurde schnell bewusst, dass die Angreifer eigentlich gar nicht wissen, wie viel Macht die Wörter haben, die sie benutzen. Seit sie von diesen Wörtern getroffen wurde, war sie ein anderer Mensch, nicht mehr fröhlich, nur noch traurig und sie wollte gar nicht mehr in die Schule.“ „Aber sie ist doch jetzt total glücklich“, sagte ich verwundert. „Wir haben ihr geholfen“, erzählte Frau Ellen mit sanfter Stimme. „Wir halfen ihr, aus dieser Krise zu kommen und neu anzufangen. Sie war sich über die Auslöser der Traurigkeit durch die Wörter bewusst und hat angefangen, mit uns zu lachen und hat von uns einen Abschirmer bekommen. Die Wörter werden dadurch einfach zurückgeworfen und treffen einen nicht mehr in der Seele. Sie wurde fröhlicher und kann wieder lachen.“ „Aber was ist, wenn man keinen Abschirmer hat?“, fragte ich. „Man braucht nicht zwingend einen Abschirmer. Schon Freunde und Familie können helfen und das Selbstvertrauen stärken.“ Ich staunte, erst jetzt wurde mir bewusst, was Wörter eigentlich auslösen können.



Es war schon später Abend, als ich wieder in die Bibliothek zurückkehrte. Genau im richtigen Moment, denn kurz darauf kamen Mama und Papa in die Bibliothek. „Schatz, da bist du ja“, sagten sie und umarmten mich. „Wo warst du?“ „Hier“, sagte ich. „Ich war die ganze Zeit in der Bibliothek. „Wahrscheinlich war ich in eines der Bücher vertieft.“ „Wir haben dich aber doch gerufen und du hast nicht reagiert.“ Meine Eltern knieten vor mir. „Wie gesagt, wahrscheinlich war ich in eines der Bücher versunken.“ Meine Eltern nickten. „Komm jetzt, es gibt Abendessen.“ Sie standen auf und verließen das Zimmer. In Wirklichkeit hatte ich noch ewig mit Judy geredet und wir hatten herausgefunden, dass wir nächstes Schuljahr auf die gleiche Schule gehen würden. Ich rannte zu Mama und Papa. „Hast du denn etwas aus den Büchern herausgefunden?“, fragten sie gespannt. Ich nickte. „Ja“, antwortete ich. „Ich habe herausgefunden, wie gefährlich die Sprache und Wörter eigentlich sind, wie wichtig nette Worte sind und was böse Worte eigentlich anrichten können. Ich war mir dessen tatsächlich vorher nicht bewusst.“ Ich lächelte und schob meine Hand in meine Hosentasche, zu meinem neuen blauen Abschirmer, den ich einige Stunden zuvor von Caspar geschenkt bekommen habe. Doch mir war klar, dass meine besten Abschirmer eigentlich nur meine Familie war und auch immer bleiben wird. Für immer!